



Neo-Nazi-Parolen, KZ-Wächter-Spiel im Computer: „Den Ausbruch von Volksfeinden verhindern“

COMPUTER

Hitler auf dem Monitor

Rechtsradikale auf neuen Wegen: In West-Berlin ist rassistische und neo-nazistische Software für Homecomputer aufgetaucht, im Bundesgebiet machen Propaganda-Programme die Runde.

Martin Reinardt*, stolzer Besitzer eines Homecomputers und ständig auf der Suche nach neuen Programmen, traute seinem Bildschirm kaum. „Funsoft“ war das Spielprogramm betitelt, das der 18jährige Schüler bei einem nächtlichen Streifzug durch Berliner Mailboxen, private Hobby-Datenbanken mit Telephonanschluß, entdeckt hatte.

„Funsoft“, „Spaßprogramm“, das klang vielversprechend. Reinardt hatte sich das in „Maschinensprache“ programmierte Spiel per Telefon in den Computer geladen. Was der junge Berliner dann auf seinem Bildschirm sah, hatte für ihn „mit Spaß nichts mehr zu tun“: Ein schwarzes Hakenkreuz in weißem Kreis auf rotem Grund. „Anti-Türkentest, Made in Buchenwald“, verkündete das Logo, die Eröffnungsgraphik, „Copyright 1986 by Hitler & Hess“. Zunächst vermutete der Schüler einen „schlechten Scherz der üblichen Spinner“.

Was nach dem Vorspann über den Monitor flimmerte, fand er dann „nur noch zum Abschalten“. „Mit diesem Programm können unsere deutschen Freunde feststellen, ob sie Türken mögen oder sie lieber ohne Kopf und ähnlichem sehen würden“, so der Einfüh-

rungstext in holprigem Deutsch. „Unsere arischen Freunde haben 4 Antwortmöglichkeiten, die über die Tasten A,B,C und D zu beantworten sind. Viel Gassss...“ Antworten auf die dumpf-rassistischen „Testfragen“ belohnte der Bildschirm mit „Bravo, Pimpf!“ oder „Falsch, alter Sklave, ab nach Auschwitz!“ Für Reinardt steht fest: „Das hat mit Spiel nichts mehr zu tun.“

Der Schüler ist nicht der einzige, der sich durch Brauntöne auf dem Bildschirm gestört fühlt. Besonders in West-Berlin, wo rund 60 Mailboxen zum Orts-tarif erreichbar sind, werden die Netze zunehmend zur Verbreitung von „Nazaware“ (Szenejargon) genutzt. Wer dahintersteckt, ist für die meist jugendlichen Betreiber der Boxen und ihre Anrufer schwer auszumachen. Die Absender verwenden fremde „Usernamen“, Benutzer-Kennungen, oder sie laden, wo das möglich ist, ihre unverfänglich betitelten Programme anonym als „Gäste“ in den elektronischen Briefkästen ab. Jeder, der über die nötige Übertragungstechnik verfügt, kann sich die Spiele dann telephonisch in seinen Computer holen.

So wurde in Berlin jetzt ein Programm angeboten, das den Monitor zum Führerbildschirm macht: „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein“, verkündet ein High-Tech-Hitler per Sprechblase. Für musikalische Unterhaltung hat der anonyme Programmierer auch gesorgt: Zum Bild erklingt das Horst-Wessel-Lied. „Der das geschrieben hat“, schätzt Jung-programmierer Reinardt, „war kein Anfänger.“

Auf dem grauen Markt außerhalb der Mailboxen tummeln sich die stramm-deutschen Software-Bastler schon länger. Ein florierender Diskettentausch auf den Schulhöfen garantiert die Verbreitung. So wurden an Schulen im

Ruhrgebiet Raubkopien des an sich unverfänglichen Spiels „Henry's House“ in Umlauf gebracht – mit verändertem Vorspann: Dort warb nun eine „Aktion Deutsche Einheit + Antitürken“.

In Berlin kursiert eine umprogrammierte Version des Computerspiels „Castle Wolfenstein“. Muß der Spieler im Originalprogramm einem deutschen Kriegsgefangenenlager entkommen, soll er in der umgemodelten Fassung als KZ-Wächter den Ausbruch von „Volksfeinden“ verhindern.

Nach Bekanntwerden noch weiterer Fälle forderte der Jugendverband „Die Falken“ in der DGB-Jugendzeitschrift „ran“ die Leser auf, Programme zum Löschen der elektronischen Kuckuckseier zu entwickeln.

Gelegentlich verirrt sich „Nazaware“ sogar in den – einzigen – Homecomputer der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften. Im Mai indizierten die Bonner Jugendschützer, die sonst eher Bums- und Ballerprogramme auf den Bildschirm bekommen, neben elektronischen „Swedish Erotica“ auch das Computerspiel „Hitler Diktator“. „Soll Ihre SS eine Judenverfolgung durchführen (j/n)?“ wird der Spiel-Führer da gefragt und darf sich zur Melodie von „Heil Dir im Siegerkranz“ dann überlegen, ob er „10 000 Mark + 1000 Heizjuden für die Kriegsflotte“ einsetzen will.

Beantragt hatte die Indizierung das Jugendamt Köln, Listenvermerk der Jugendschützer, wie häufig in der Sparte „Computerspiele“: „Hersteller unbekannt.“ Was einschlägige Software in Computernetzen und Mailboxen betrifft, müssen die Bonner ganz passen. Ihr Vorsitzender Rudolf Stefen: „Davon ist uns überhaupt nichts bekannt.“

Kein Wunder – bei der Aneignung der neuen Technologien hinkt die Behörde

* Name von der Redaktion geändert.

ihrer Klientel hoffnungslos hinterher. Bis zur Anschaffung eines eigenen Kleincomputers Anfang des Jahres mußte die Bundesprüfstelle noch auf die Hobby-Ausstattung ihres Berliner Mitarbeiters zurückgreifen, wenn sie über Computerspiele entscheiden wollte: „Ich habe mir dann meine beiden Homecomputer unter den Arm geklemmt“, erinnert sich Thilo Geisler, zuständig für den Jugendschutz in der Berliner Senatsverwaltung, „weil Dienstreisen nach Bonn im Haushaltsansatz offensichtlich preiswerter waren als ein Computer.“

Das neue Behörden-Spielzeug, Marke Commodore 64, dürfte die Innovationslücke kaum füllen: Immer mehr Spiel- und Graphikprogramme werden für neuere Modelle mit größeren Speichern geschrieben. So sieht Geisler das aktuelle Problem bei der Indizierung von Computerspielen vor allem darin, „daß die Dinger vorher auch gespielt werden müssen“.

Hinweise darauf, daß die Rechtsextremisten die neue Technologie für ihre Zwecke nutzen, lieferte schon im März die „Freie Umschau“, das „unabhängige Nachrichtenblatt“ aus dem Berliner Umfeld der militanten Neonazi-Brigade „Nationalistische Front“. „Erstmalig nicht mit der Schreibmaschine, sondern am Computer-Bildschirm geschrieben“ sei die neue Ausgabe, vermeldete stolz das Editorial – ausgedruckt „mit dem neuen Matrixdrucker, den sich die ‚Freie Umschau‘ zugelegt hat“.

Dem Trend entsprechend, werden auf Anwerbezetteln der „Nationalistischen Front“, verteilt Ende letzten Jahres vor ihrem Bundeszentrum in der Bielefelder Bleichstraße, nicht nur Berufsausbildung, handwerkliche Fähigkeiten und die stramm rechte Gesinnung der Rekruten abgefragt. Noch etwas anderes war für die nationale Sache gefordert: „EDV-Kenntnisse“.

LITERATUR

Ohrle Erbauung

Endlich, man braucht nicht mehr zu lesen: Das „Hörbuch“ bietet Weltliteratur für den Walkman.

Wenn es keine größeren Staus gibt, dann reicht Prosper Mérimées Novelle „Carmen“ – zwei Stunden, 18 Minuten, 51 Sekunden – genau für eine Autofahrt von Köln nach Frankfurt.

Für längere Touren steht umfänglicher Dichtgut zur Verfügung. Der Reisende im Intercity kann sich für die Strecke Hamburg–München an Hermann Hesses siebeneinhalbstündigen „Steppenwolf“ halten. Der Fluggast schafft zwischen Frankfurt und Hongkong den 12stündigen Wälzer „Berlin Alexanderplatz“ von Alfred Döblin. Und Gustave Flauberts „Madame Bovary“ empfiehlt sich mit

13½ Stunden Rekordlänge fast schon als Reiselektüre für eine Kreuzfahrt.

Doch was heißt hier Lektüre? Was früher Bände füllte, füllt neuerdings Bänder, auf denen etwa der „Schwarzwaldklinik“-Professor Klausjürgen Wussow „Aus dem Leben eines Taugenichts“ berichtet oder Werner Finck „Leben und Meinungen von Tristram Shandy, Gentleman“ erzählt – ohrle Literatur aus der Tonbandkassette, Beltristik auf Knopfdruck.

Nach dem Willen der Deutschen Grammophon (DG) soll künftig im sogenannten Land der Dichter und Denker (noch) weniger die Nase ins Buch gesteckt als das Buch ins Ohr geraunt werden: In dieser Woche liefert die Literaturproduktion des renommierten Musik-Labels die ersten zehn Muster einer



Kassetten-Neuheit „Hörbuch“
Döblin zwischen Frankfurt und Hongkong

neuen Art Bildungskonserve aus, das „Hörbuch“.

Hübsch im Schubert verpackt und mit einführenden Texten angereichert, werden zehn klassische Romane aus drei Jahrhunderten und vier Ländern schlicht und einfach vorgelesen, überwiegend ungekürzt, mal auf zwei, maximal auf zehn Kassetten.

Das DG-„Hörbuch“ soll die nostalgische Nestwärme früherer Leserunden im trauten Familienkreis mit dem Komfort moderner Stereo-Berieselung verbinden und die Leserratte endlich von der Mühsal des Lesens erlösen. Selbst dickste literarische Brocken wie etwas Goethes „Wahlverwandtschaften“ (neuneinhalb Stunden) werden von Prominenten als „Sprechkunstwerke“ vorgekauft.

So liest Werner Hinz den „Leopard“ von Giuseppe Tomasi di Lampedusa,

Manfred Steffen „Professor Unrat“ von Heinrich Mann und Gert Westphal „Madame Bovary“, „das schwerste, was mir je abverlangt wurde“. Zwei Rezitationen hat DG-Literaturproduzent Bernd Plagemann selbst aufgenommen, acht stammen aus Rundfunkarchiven.

Dem Radio verdankt Plagemann auch die Anregung zum Lesestoff auf Chromdioxid-Bändern. Die meisten Sender, der NDR beispielsweise schon seit 20 Jahren, strahlen über ihre Kulturwellen regelmäßig Romane und Erzählungen in Fortsetzungen aus und haben mit dem Stückwerk nicht nur unter ihrer literaturbeflissenen Hörerschaft ein Stammespublikum gewonnen.

Daß vorgelesene Lesebücher noch mehr Anklang finden, wenn sie auf stets verfügbaren Tonbandkassetten angeboten werden, kam Plagemann aus den USA zu Ohren. Dort sind selbst Wälzer wie „Krieg und Frieden“ (50 Kassetten) Renner und gelten bei Joggern, Hausfrauen oder Autofahrern, die auf endlosen Highways durchs Land steuern, längst als gehobenes Entertainment. 1986 betrug der Umsatz mit rund 12 000 Titeln stereophonen Schriftums in den USA bereits 250 Millionen Dollar.

Ob das „Hörbuch“ in der Bundesrepublik einen vergleichbar lukrativen Markt aufturn wird und nach amerikanischem Vorbild eine Flut auch von rezipierten Sachbüchern (etwa „How to Make Love to a Man“) auslösen könnte, wagt Plagemann nicht abzuschätzen. Lange jedenfalls wird die DG mit ihrem kassettierten Lesestoff nicht allein stehen.

Im Oktober, gleich nach der Buchmesse, will der Rowohlt-Verlag die ersten fünf Lieferungen seiner „Literatur für Kopfhörer“ veröffentlichen und dafür diverses Schriftum seiner Hausautoren – von Albert Camus bis Roald Dahl – von diversen Prominenten (Erika Pluhar, Bruno Ganz) vortragen lassen.

Während sich Rowohlt zunächst auf literarische Kurzwaren (maximal drei Kassetten) beschränkt, schreckt die DG weder vor überlangem noch teurem Geistesgut zurück: „Madame Bovary“ soll, in Stereo, mit 149 Mark (Richtpreis) zu Buche schlagen, rund 11 Mark die Stunde Flaubert. „Nur recht und billig“, kalkulieren die „Hörbuch“-Halter, gemessen an den „Stundenlöhnen“, die man für Raumpflege zahlen muß.